

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 22 (1979)

Heft: -: Register zu den Jahrgängen 1-22, 1958-1979

Vorwort: Rückblick des Redaktors auf 22 Jahre Librarium

Autor: Bettex, Albert

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RÜCKBLICK DES REDAKTORS AUF 22 JAHRE LIBRARIUM

I

Mit dem Wort «Librarium» bezeichneten die alten Römer ein Behältnis für Schriftrollen bzw. für Codices. Dass dieses Wort nach Jahrhunderten als Name unserer Zeitschrift wieder in eine inzwischen sehr viel weiter gewordene Welt hinaustrat, ist der Anregung eines reich belesenen Mannes zu verdanken, der ein Leben lang leidenschaftlich zwischen Büchern und Lesern als Mittler diente: Dr. Paul Scherrer. Hans Baer bezeugt es aufs schönste in seinem Gruss zum 75. Geburtstag (*18 134–137*).

1957 stand Dr. Scherrer noch tief in der Herkulesarbeit am Ausbau der zurückgebliebenen Bibliothek der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich zu einem «Librarium» mit 650000 Bänden. In jenem Jahr bereitete er sich auf eine weitere Aufgabe vor. Der Vorort der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft sollte nach vierzehn Jahren «Basler Ära» nach Zürich verlegt werden; der Präsident des Basler Vorstandes, Dr. h.c. Emanuel Stickelberger, Kaufmann, Sammler von Helvetica und Verfasser historischer Romane, war amtsmüde. Er hatte die «*Stultifera Navis*», die erste Zeitschrift unserer Gesellschaft, gegründet und unter Assistenz von Dr. Christoph Vischer geleitet. Nun wünschte er ausdrücklich, dass die Benennung «*Stultifera Navis*» nicht weitergeführt werde, da er dieses Organ als einen Teil seines literarischen Lebenswerkes betrachte.

Wie die Nachfolgezeitschrift heißen sollte, hatte der designierte neue Vorsitzende, eben Dr. Scherrer, bald gefunden. Vorläufig war es ein Name ohne Zeitschrift. Wer sollte sie gestalten und redigieren? Wir kannten uns flüchtig von meiner Vaterstadt Basel her, wo er zum Mitarbeiterstab der Universitätsbibliothek gehört hatte. Eines Tages, es war wohl im Frühsommer 1957, sprach er mich mitten im Getöse und im Menschengewühl der Halle des Zürcher Hauptbahnhofs an – ob ich bereit wäre, im Nebenberuf die Leitung einer neu zu schaffenden bibliophilen Zeitschrift zu übernehmen? Ich bedauerte:

«Ich verstehe nichts von Fachbibliophilie.» Ein paar Wochen später, diesmal am Telefon, dieselbe Frage, dieselbe Antwort. Aber ich begann, über Bibliophilie nachzudenken. Ganz gewiss: Ich war kein Büchersammler. Und die Fachsprache der Bibliophilie war mir zum grössten Teil völlig unverständlich. Was hiess punzieren, Unziale, Halbfrauenband, Fusschnitt, 42zeilige Bibel, türkisches Vorsatzpapier? Und mit Geschichte der Bibliophilie hatte ich mich nie befasst – was bedeuteten Namen wie Grolier, Plantin, Emil R. Weiss usw.? Und wie absonderlich: Man bestand in diesen Kreisen energisch darauf, dass man bei Einbänden Kalbleder sagen müsse – und zu Hause verzehrten sie Kalbsbraten.

Auf meinen utilitaristischen Regalen daheim standen verschwindend wenige Bücher, die dazu einluden, sie lange in die Hand zu nehmen und selbstvergessen Schönes um des Schönen willen zu geniessen. Sonst war alles Gebrauchsliteratur, erinnernd an meinen akademischen Bildungsweg mit Germanistik, Anglistik und Weltgeschichte, dann an langjährige Studien über den Geist der Jahrzehnte zwischen 1870 und 1950 in der deutschen Literatur und über deren Auseinandersetzungen mit der Schweiz; außerdem drängte sich da auf meinen Bücherschäften ein buntes Volk von Neuerscheinungen verschiedener Disziplinen aus jenen Jahren 1944–1957, da ich als literarischer Redaktor der Zeitschrift «*Du*» direkt am Strom des geistigen Lebens der Zeit gestanden hatte, immer wieder reich angeregt durch die Zusammenarbeit mit dem Chefredaktor Arnold Kübler und den Freunden Walter Robert Corti, Emil Schulthess und Emil Birrer. Aber Fachbibliophilie? Dr. Scherrers zweimalige Frage enthielt eine Forderung, der ich mich zunächst keineswegs gewachsen fühlte. Nur ganz allmählich nahm die Beklemmung ab, nämlich in dem Masse, als mein Begriff von Bibliophilie bzw. von dem, was in eine künftige bibliophile Zeitschrift gehören sollte, weiter und weiter über den zentralen Bereich des schönen, erlesenen oder sonst irgendwie hervorragenden Buches

an sich hinausdrängte. Die Welt des Buches war ja unendlich, und Bibliophilie wurde zu einer menschlichen Haltung, die nicht nur aus der Liebe zum Buch genährt wurde, sondern auch aus dem Staunen über die Fülle seiner Erscheinungen und Inhalte und dazu aus dem Betroffensein durch seine Schönheit, aber auch durch die Grösse seiner Funktionen und seiner Schicksale in Geschichte und Gegenwart. In noch etwas undeutlichen Umrissen sah ich vier gleichsam konzentrisch angeordnete Hauptthemenkreise vor mir, das heisst Richtungen, in die ich zu gehen hätte, um Themen und Mitarbeiter zu suchen, meine gesamten bisherigen Erfahrungen einsetzend und immerzu lernbereit. Ich sagte Dr. Scherrer zu.

Bald nachher lud er mich zu einer Vorbesprechung in die ETH ein, wo damals im Dachstock noch sehr behelfsmässig das ebenfalls von ihm aufgebaute Thomas Mann-Archiv untergebracht war (vgl. im Autorenregister seine zum Teil auf unveröffentlichtem Archivmaterial beruhenden Buddenbrooks-Studien). Er hatte bereits eine renommierte Offizin, die Druckerei Berichthaus, gefunden – und nun stellte er mir auch den Graphiker Heinrich Kümpel vor, den ihm Alfred Fraendorfer, der Leiter des Zürcher Antiquariats Art Ancien, vorgeschlagen hatte. An jenem Tag begann eine Zusammenarbeit, die in ungebrochener Harmonie 22 Jahre lang bis zu ihrem Abschluss mit der Mainummer 1980 gedauert hat.

Mein Partner erteilte Fachunterricht für Graphiker an der Zürcher Kunstgewerbeschule; er war ein in den bildenden Künsten und ihrer Geschichte versierter Mann von sicherem Wertgefühl, erfahren in der Buchgestaltung, zudem kenntnisreicher Sammler von Büchern und alten Spielkarten (vgl. 3 34–37*). Er teilte meine Abneigung gegen alle monoman verkrampten Dogmatiker in Kunst und Leben und gegen die Schnorrer jeder Couleur. Er stand heiter über der mêlée der modischen Meinungen, so wie der aus diesem Geist heraus von ihm entworfene Umschlag des Librarium die Moden überdauern wird.

Die Aufgabenteilung war rasch und reibungslos vollzogen. Ich hatte die Verantwortung für die Planung, das Herbeischaffen der Texte und Bilder und nötigenfalls die kritische Bearbeitung der Manuskripte, schliesslich das Korrekturenlesen (einmal haben wir sogar den Druckfehlerteufel in Person vorge-

führt: 13 172); Heinrich Kümpel sichtete die Illustrationen, bestimmte mit der Genauigkeit eines Uhrmachers ihre Stellung und ihre Masse für den Clicheur, klebte die Maquette Seite für Seite (es waren im Verlauf von 22 Jahren deren 4628!), prüfte die Bildabzüge und den Umbruch und ging immer wieder den Weg zur Druckerei. Dort erwartete ihn unser wachsamer, dienstbereiter Verbindungsman Willibald Voelkin und kümmerte sich um die letzten Finessen vor der Drucklegung.

Das Librarium trägt die Zeichen einer humanen, das heisst auf den Leser Rücksicht nehmenden Graphik. Mit wenigen Ausnahmen (bedingt durch Texte, die sich optisch von anderen abheben müssen) haben wir uns für Druckseiten mit zwei Kolonnen und rund 40 Anschlägen pro Zeile entschieden. So kann das strapazierte Auge des Lesers nicht leicht am Ende einer Zeile entgleisen und den Anfang der nächsten verfehlten. Wo nur spärliche Fussnoten vorhanden sind, plazieren wir sie unten auf die Seite, um den Leser nicht hin- und herzujagen zwischen dem Text und einem Anmerkungsteil weit hinten. Dagegen haben wir ihm zugemutet, gelegentlich das Heft um 90° zu drehen, weil wir damit rechteckige Abbildungen in ganzer Seitengrösse wiedergeben konnten und nicht gezwungen waren, sie unter dem Druck einer formal-ästhetischen Gleichschaltung senkrecht wie Zinnsoldaten in Achtungstellung und notgedrungen nur in halber Grösse vorzuführen. So wurde der antihumane Zug, der zu jedem starren und sturen Formalismus gehört, vermieden. Das ungemein lichtbeständige steife Papier für den Umschlag haben wir alle die Jahre hindurch von der ältesten mitteleuropäischen Papiermühle in Fabriano (Provinz Ancona) bezogen; früheste Dokumente: 1276!

II

Was gehörte in das Librarium dieser 22 Jahre? Die Antwort gibt das nachfolgende Gesamtregister. Zunächst sieht es aus wie ein Chaos von Namen und Titeln. Es bedarf des Kommentars, der die Leitlinien hinter dem scheinbar hoffnungslos wirren Durcheinander sichtbar macht. Denn unserer Zeitschrift liegt ein Bauplan zugrunde. Er beruht auf

den bereits kurz erwähnten Ordnungen der vier Hauptthemenkreise.

Die bestimmende Mitte ist das gedruckte oder geschriebene, irgendwie aussergewöhnliche Buch, zunächst einmal betrachtet als ein aus allen Bezügen losgelöstes Ding an sich. Selbst in der unscheinbarsten Machart ist es das Werk einer dienenden Anstrengung, erst recht aber auf höheren Stufen der Formqualität, wo ein Meister der Gestaltung das Buch gewissermassen mitgedichtet hat, um den Leser auf seinen Inhalt reiner einzustimmen. Viele Zeugnisse solcher Buchkunst finden sich in unseren 66 Heften zerstreut.

Wir hatten auch öfters Mitarbeiter zu Gast, welche die einzelnen Elemente der Buchgestaltung gebührend ins Licht rückten: das Papier, Schrift und Druck, den Einband, die Buchillustration.

Im Jahrgang 1965 (8 68 ff.) warf ein besorgter Zürcher Pfarrer in einem Brief an unsren Vorsitzenden die Frage auf, ob es wahr sei, dass binnen 200 Jahren alles seit 1900 Gedruckte durch chemische Zersetzung und Verschwärzung des Papiers dem Tod verfalle mit allen Folgen für das kulturelle Leben. Der Befragte gab eine eingehende Antwort, die keineswegs jene bestärkte, welche ohne Unterscheidungen an die Unvergänglichkeit aller Druckwerke glaubten. Und drei Jahre später erschien ein Maiheft, das 32 Seiten enthält, die durch ihr kreidiges Weiss und den leicht flauen Ton gewisser schwarzweisser Illustrationen auffallen. Sie tragen den reich illustrierten Text «Der Photosatz – eine Realität» von Max Caflisch, einem führenden Druckgraphiker. Der Aufsatz fiel in eine Zeit, als der Siegeszug einer völlig neuen Drucktechnik eben erst begann; sie erzeugte Satz auf photographischem Wege und kam ohne Bleilettern und ohne Setzer aus. In der Bundesrepublik Deutschland waren erst etwa 5% der Druckereien zu dem neuen Verfahren übergegangen. Man bezeichnete es als die grösste Revolution des Buchdrucks seit Gutenberg. Caflischs gründliche Untersuchung, mit Photosatz im Offsetverfahren hergestellt (wir scheuten die hohen Extrakosten nicht), wurde von Fachleuten stark beachtet. Man bestürmte auch von andern Ländern her den Verfasser um Separatabzüge. Wir sind als bibliophile Zeitschrift trotzdem beim Buchdruck geblieben und warten weitere technische Verfeinerungen gelassen ab. Das hier vorliegende Gesamtregister ist aus mancherlei Gründen eine Ausnahme.

Das Thema «Bucheinband» erscheint darin achtmal. Es brachte einen Zürcher Interessentenkreis und den Redaktor mit der international angesehenen, inzwischen verstorbene Einbandsforscherin Ilse Schunke aus Dresden (11 2–23*) zusammen. Die kleine, fragile Gestalt der Hochbetagten, erfüllt vom inneren Feuer für ihre Wissenschaft, ihren Glauben und ihre geliebte weitverzweigte Familie, ist uns allen unvergessen geblieben.

Manche Einbände sind Träger einer Zeichensprache. Diese enträtseln heisst Zugänge öffnen zum Schönheitssinn vergangener Epochen, zu bedeutenden Buchinhalten, zu grossen Gestalten unter den Auftraggebern. Hier bedarf das erklärende Wort unweigerlich der begleitenden Illustration. Wir haben damit nicht gespart, und wenn sie farbig war, haben wir uns doppelt darüber gefreut (vgl. die Genfer Bibel von 1599: 11 97).

Überhaupt stand von Anfang an fest: Die Farbe gehört zur Welt des Buches, namentlich des handgeschriebenen, also gehört sie auch ins Librarium. Von der ersten Nummer des Jahrgangs 1959 bis zum heutigen Tag begleitet fast ununterbrochen eine Folge von Farbbeilagen unsere Hefte. Wie wir zu den nunmehr rund 100 Tafeln kamen, wird dort in meinem Kommentar gesagt werden, wo von finanziellen Dingen die Rede ist. Wesentlicher ist vor allem zweierlei. Erstens: Das Librarium durfte sich ein wenig mittragen lassen von dem Aufwind, der in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten die Kunst des farbigen Faksimiledrucks erfassste und teilweise in bisher unerreichte Höhen trug. Einige Verlage förderten Fund um Fund auf dem Gebiet der alten illuminierten Handschriften zutage: aus dem höfischen Persien, aus Mexiko, aus der europäischen Antike, aus mittelalterlichen Klosterscriptorien, aus Buchmalerwerkstätten der Renaissance... Und zweitens: Hier bot sich die Gelegenheit – heiss ersehnt von einem bibliophilen Redaktor –, den Leser so nahe wie nur möglich an die «Atmosphäre» eines illuminierten Werkes von Rang heranzuführen. Vor ihm liegt zwar blass ein Fragment auf dem Tisch, die täuschende Nachbildung einer Originalseite, die er anders kaum je zu Gesicht bekäme, aber es ist mit Augen schaubar und mit Geist und Seele fassbar. Eine Zeitschrift wie die unsrige ist u.a. auch eine Schule des Sehens, und als Augenöffner setzten wir unzählige Bilderläuterungen, ergänzt durch Textproben, ein (vgl. etwa 18 174–188* [Pinsel und Tusche]

oder 22 169–170* [Das Katharinenthaler Graduale]). Gewiss: kein Faksimile, auch das beste nicht, kommt dem Original gleich, und in jüngsten Jahren sinkt da und dort das Verantwortungsgefühl bestimmter Verleger für die Qualität des Drucks und des Kommentars bedenklich tief, während andere vom Rausch des grossen Geldes verblendet werden. Aber die Besten wissen um die in unserer Zeit unentbehrliche Funktion des Faksimiledrucks und arbeiten mitunter jahrelang an einem einzelnen Werk. «Nach unendlichen Sorgfaltssübungen hat die Drucklegung soeben begonnen», schrieb mir Gustav Streßow vom Prestel-Verlag, auf die Faksimileausgabe des Lorscher Evangeliiars hinweisend und gewissermassen auch für einige andere Firmen von ähnlich hoher Qualität sprechend. Es ist ein grosser Glückssfall, dass wir seit gut acht Jahren regelmässig Farbbeilagen aus Publikationen der Akademischen Druck- und Verlagsanstalt in Graz (ADEVA) dank der Hilfsbereitschaft von Dr. Manfred Kramer entgegennehmen dürfen. Sie hat in der Reihe «Codices Selecti» aus schwer zugänglichen Handschriftensammlungen verschiedener Länder Krongut der Kultur gehoben und ihm in hervorragenden kommentierten Faksimileausgaben ein zweites, still ausstrahlendes Leben gesichert.

Wir haben – um das hier vorwegzunehmen – überhaupt auf die Bildausstattung unserer Hefte sehr hohen Wert gelegt. Bilder steigern die Informationssubstanz eines Beitrags, durch sie wird längst Vergangenes optische Gegenwart, und soweit es sich um Darstellungen von Menschen handelt, mehren sie den humanen Feingehalt einer Zeitschrift. Kein Zufall, dass der gewissenhafte Peter Rötscher in seinem Register eine sehr lange Rubrik «Bildnisse» mit Namen füllen konnte. Zahlreiche Abbildungen führen natürlich in das weite Feld der Buchillustrationen; andere aber gehen darüber hinaus. Zu den eindrücklichsten zähle ich jene Aufnahme – sie begleitet unveröffentlichte Briefe Albert Schweitzers an Margit Jacobi –, die den Urwalddoktor Blick in Blick mit einem vor ihm auf der Liege ausgestreckten schwarzen Patienten zeigt (19 11). Oder die Bilder vom mühseligen Lesenlernen der Armen in der Dritten Welt (15 77–84), oder das, was Werner Helwig fand, als er auf unsere Bitte hin alte Photoalben durchstöberte (21 167 ff.). «Das alles spricht ja Bände», steht im Begleitbrief des Überraschten. So hätten wir die Formel

für die bestmögliche Wirkung eines Bildes auf den Betrachter, der zu sehen versteht. Was wir in diesen 22 Jahren an eigentlichen Buchillustrationen vorlegten, ist so weit gespannt in Zeit und Raum hinaus wie der gesamte Inhalt der Zeitschrift. Wir zeigten Ansichten der Planeten, «aus der Nähe gesehen», nach genauen Angaben des Raketenforschers Wernher von Braun gezeichnet von einem Pionier der astronautischen Illustration, Chesley Bonestell; wir zeigten aber auch ein Segment aus dem über 3000 Jahre älteren ägyptischen Totenbuch für Ani (22 97). Eine wichtige grundsätzliche Frage der modernen Buchillustration wirft Hans Halbey, heute Direktor des Gutenbergmuseums in Mainz auf: Wo sind die Möglichkeiten und Grenzen der Buchillustration, die von der abstrakten Kunst herkommt (12 105–112*)? Die seltene Gelegenheit, eine heutige Märchenillustratorin von Rang bei der Arbeit zu beobachten, bot sich, als Monika Laimgruber aus Salzburg zu Besprechungen mit ihrem Verlag (Artemis) nach Zürich kam. Sie stellte Skizzen aus dem Entstehungsprozess ihrer Bilder zu dem Grimmschen Märchen «Vom Fischer un syner Fru» zur Verfügung, gab einer Gesprächspartnerin Auskunft über sich selbst und ihr Werk, und der Verlag stiftete als Krönung eine herrliche Farbtafel (21 94–101).

III

Damit befinden wir uns im Übergang vom ersten zum zweiten Hauptthemenkreis, vom Buch an sich zu den Menschen, die am unmittelbarsten mit ihm zu tun haben (wobei wir ihren eigenen Buchbesitz ausklammern). Dazu zählen wir alle, welche die Gestalt des Buches, sein Papier, seine Lettern, den Druck, seinen Einband, seine Illustrationen schaffen; sodann die Mittler auf seinem Weg zum Leser: die Verleger, die Buchhändler, die Bibliothekare.

Im Zeitalter der maschinellen Riesenproduktion von Papieren schien es nicht sinnlos, mit einem kommentierten Bilderbogen einmal an das uralte, blass scheinbar ausgestorbene Handwerk der Handschöpferei zu erinnern (21 30–33*). Acht denkwürdige Buchdrucker-gestalten hebt das Stichwort im Gesamtregister aus vielen andern heraus, die blass im Vorbeigehen erwähnt wurden, und das «Jahr

der Frau» (1975) spielte uns die Aufgabe zu, gleich an zwei Exempeln aus dem gelebten Leben darzulegen, was es heisst, die eminent fraulichen Berufe der Buchbinderin und der Buchhändlerin auszuüben (18 99 und 109). Auch auf Marianne d'Hooghes packende Einblicke in den deutschen Buchhandel unter der Nazidiktatur sei hier verwiesen (13 62–66). Wer den Buchhandel in weiten historischen und geographischen Zusammenhängen sehen will, wer insbesondere wissen möchte, was für eine Bedeutung für die gesamte kulturelle Welt von heute dem «free flow of books» zukommt, der sei an das erinnert, was Sigfred Taubert (1958–1974 Direktor der Frankfurter Buchmesse) in bewundernswerter Arbeitsleistung für die Erhellung des internationalen Buchwesens (auch seiner Gefährdungen) getan hat. Als am 18. und 19. Februar 1971 im Gottlieb Duttweiler-Institut in Rüschlikon bei Zürich eine grosse internationale Studientagung über das Problem der Zukunft des Buches (14 111–114*) stattfand, nahm ich die Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch mit dem Mann wahr, der tief wie nur ganz wenige im Buchwesen der Zeit stand. Diese Beziehung wurde mehr als einmal für das Librarium fruchtbar (15 70–71, 19 98–107, 22 89–95).

Ich übergehe die Beiträge, die unter dem Stichwort «Verlage und Verleger» stehen und verweile kurz bei dem äusserlich wenig anerkannten und doch im Verborgenen Unentbehrlichstes für Buch und Leser leistenden Stand der Bibliothekare. Jacqueline Court hat kritisch seine Schwierigkeiten namentlich für die Frau beleuchtet und an drei Modellfällen die Ausbildung des Nachwuchses an der Ecole de bibliothécaires in Genf gezeigt (18 109–114). Und Dr. Paul Scherrer setzt mitten in einem Aufsatz über «Bibliophilie und Bibliotheken» (I III 45–57) zu einem kleinen verständnisvollen Exkurs über Würde und Bürde des wissenschaftlichen Bibliothekars an.

IV

In der Rubrik «Bibliotheken» des Themenregisters zählen wir rund 44 private (nach dem Namen der Besitzer geordnete) und 68 öffentliche (nach Ortschaften geordnete) Büchereien auf – die Grenzen sind manchmal fliess-

send. Sie bilden das dritte Hauptthemengebiet unserer Zeitschrift. Schon diese verhältnismässig hohen Zahlen deuten an, welches Gewicht sie ihnen beimisst. Zugleich wird in der breiten geographischen Verteilung dieser Sammlungen ein wesentlicher Grundzug unserer redaktionellen Arbeit augenfällig: Nur wenn der Horizont weltweit offen ist, nur wenn Motive und Texte und Bilder auf der ganzen Welt gesucht werden und man den Leser für das Hereingeholte zu interessieren vermag, ist der Sinn einer Zeitschrift wie der unsrigen erfüllt. –

Jeder Bibliophile habe seine eigene Bibliophilie, hat jemand gesagt, und angesichts des ausgesprochenen Individualismus der Büchersammler gibt es denn auch in ihrem Gut kein Ende der Varianten der Thematik und des Geschmacks. Wir schätzten vor allem den vom Sammler selbst stammenden Bericht oder wenigstens den einer ihm nahestehenden Person. So etwa schrieb Ioanna Lloyd Wright fesselnd über den grossen Architekten, ihren Vater, und seine Beziehung zu Büchern (14 229–237*). Wenn immer ein lebendiger Geist sich über die Werke auf seinen Büchergestellen äussert, namentlich über jene, die ihn besonders angeregt, entspannt, getröstet, bei seiner Arbeit unterstützt oder seine Beziehung zur Wirklichkeit entscheidend gefördert haben, kann er der Aufmerksamkeit unserer Leser gewiss sein, und der Fachmann wird wahrscheinlich bei ihm Hinweise auf Bücher finden, von denen er nichts wusste. Es bedeutete reichen Lohn für reichliche redaktionelle Mühen, als einmal ein zu einem solchen Bericht eingeladener Bücherfreund bekannte: «Für mich entstand sozusagen ein neuer Überblick über mich selbst», oder wenn andere, denen eine Zusage sehr schwer fiel, sich am Ende doch davon überzeugen liessen, Aussagen über bedeutende Privatbibliotheken dienten letztlich dazu, «to make the beauty and greatness of books better known».

Nur ganz wenig sei herausgegriffen. Die herrliche Sammlung von Helvetica, die Sir Gavin de Beer – 1950–1960 Direktor des berühmten Natural History Museum in London – zusammengetragen hatte, lebt in seinem farbigen Bericht weiter (14 168–188*), nachdem sie 1969 aufgelöst worden war. Ein Musterbeispiel dafür, wie sich aus der Bibliothek eines bedeutenden Forschers «die Wachstumsrhythmen seines eigenen schöpferischen Geistes» ablesen lassen, ist der Auf-

satz «Die Bibliothek C.G. Jungs in Küssnacht», den seine Mitarbeiterin Marie-Louise v. Franz beigesteuert hat (6 95–104*). Und ein Stück höchst lesenswerter Autobiographie, durchwärmt von einem einzigen Lob des Umgangs mit zahllosen Büchern, ist Walter Robert Cortis in drei Teilen erschienener Text «Das Archiv für genetische Philosophie» (5 36–56*, 96–133*, 8 38–62*). Er entstand unter dem Hochdruck drängender Termine, aber auch herandrängender Erinnerungen eines in Natur- und Geisteswissenschaften gleichermassen beheimateten Geistes, in dem beim Arbeiten eine Frage hundert andern rief. Der Autor, ständig «paperassisbus submersus», verursachte Korrekturen in rauhen Mengen, was aber schliesslich schwarz auf weiss dastand, ist ein Meisterstück geistvoll erzählten Lebens.

Manche der im Librarium beschriebenen Privatbibliotheken werden oder wurden früher oder später zu Stiftungen, will sagen über das Leben des Sammlers hinaus öffentlich zugängliches Gut. So geschah es auch kurz vor dem Tod des Sammlers mit der bedeutendsten Privatbibliothek Europas in unserem Jahrhundert, mit der *Bibliotheca Bodmeriana* in Cologny bei Genf. Sie ist mit ihren über 100 000 Dokumenten unter die Idee der Weltliteratur und des «übernational und überzeitlich Gültigen im Schrifttum der Völker» gestellt. Wir durften Martin Bodmer zu den Freunden unserer Zeitschrift zählen. Dass er uns seinen Vortrag über den geistigen Grundlehrss der Bodmeriana zur Veröffentlichung überliess, ist ein Zeichen seines Vertrauens (11 184–194). Wir haben ihm 1971 mit einem Nachruf gedankt (14 77–79) und hatten die Ehre, sieben Jahre später eine Auswahl seiner Briefe, kommentiert von seinem Sohn, Dr. Daniel Bodmer, mitzuteilen (21 2–16*). – Es versteht sich von selbst: Grossé öffentliche Bibliotheken der Gegenwart und der Vergangenheit, Speicher jahrhundertealter geistiger Güter, haben uns intensiv beschäftigt. Wir haben auch die ungeheuren Schwierigkeiten registriert, die über viele unter ihnen heute heraufziehen. Sie sind in erster Linie darauf zurückzuführen, dass die Produktion von Druckwerken trotz Rundfunk und Fernsehen schier unfassbare Ausmasse angenommen hat. Auch wenn natürlich jede Bibliothek mit strengen Massstäben aus einer verhältnismässig beschränkten Zahl ihre eigene Auswahl zu treffen hat – sie steht trotzdem vor der Frage, wie sie die ständig zunehmende

Menge von Information überhaupt noch in ihren bis unter das Dach gefüllten Magazinen unterbringen, geschweige denn verarbeiten soll und wie sie erst noch die Forderung nach immerzu rascherer Information befriedigen kann. Dr. Fritz Wegmüller hat in einem Aufsatz über «Wandlungen im Buch- und Dokumentationswesen der heutigen Industrie» (20 94–103) auf raffinierteste jüngste Methoden der automatisierten Datenerfassung und -übermittlung hingewiesen. In manchen Bibliotheken ist der Ersatz des Buches durch die Filmrolle längst nichts Neues mehr. In unserer Zeitschrift bewegte uns mindestens so stark wie diese dem Buch drohende Gefahr die Frage, ob das wichtige Bildungsinstrument der öffentlichen Universalbibliothek bereit preisgegeben werde (22 43–50).

An Porträts einzelner schweizerischer Bibliotheken herrscht in diesen 22 Jahrgängen kein Mangel. Sie finden sich zumeist in den Maiheften und bezeichnen von St. Gallen bis Genf, von Einsiedeln bis Pruntrut die Stationen der beliebten Jahresversammlungen unserer Bibliophilen-Gesellschaft, eine kleine bibliophile Geographie der Schweiz.

Vielleicht berühren manchen Leser diejenigen Artikel über private und öffentliche Bibliotheken am stärksten, welche gewissermassen doppelbödig sind. Sie zeichnen zwar das Bild einer Büchersammlung, aber es schimmert ein zweites, hintergrundiges Thema hindurch. So ergreift uns in W. Krets Geschichte der *Bibliothèque polonaise* in Paris das ganze tragische Schicksal Polens der letzten zweihundert Jahre (13 44–62*). Und wie unmittelbar spüren wir den vitalen Schwung ungebrochen zukunftsgläubiger Völker in dem Artikel, darin der Brasilianer J. F. de Almeida Prado seine Sammlung von *Brasiliana* vorstellt, die einst aus denselben starken nationalen Impulsen herausgegründet worden war: «Vor unseren Augen hatten wir eine ganze Welt im Werden» (1 I 15–28*), oder ganz ähnlich die Sonntagmorgenlesungen, in denen Frank Lloyd Wright öfters seinen Kreis junger Architekten mit Prosadithyramben Walt Whitmans befeuerte: «Existentiellen Reichtum, Kraft: das empfängt Ihr aus einer Seite von Whitman...» (14 229–237*). Oder man denke an die Gestalt des in Paris dürftig als Emigrant lebenden Remisow, den F. P. Ingold uns als einen urrussischen, grübelnden Erlösungssucher packend schildert (20 116–135*). Man überhöre solche Untertöne auch in unserer Zeitschrift nicht.

V

Eine bibliophile Zeitschrift darf den lesenden Menschen und mit ihm die Probleme der Lesekultur nicht ausschliessen. Alledem ist ein vierter Themenkreis gewidmet, und selbstverständlich finden wir hier hin und wieder auch als Guest denjenigen, mit dem – nach Taubert – das Leben des Buches überhaupt erst beginnt: den Autor. Er ist in vielen Heften gegenwärtig in einem Autograph, das heisst in dem, was seine eigene Hand einst niederschrieb und was auch ein Goethe leidenschaftlich sammelte: «Auch blosse Couverte und Namensunterschriften nehme ich sehr gerne auf.» Martin Bircher hat die sehr bedeutende schweizerische Autographensammlung von William Matheson vordbildlich bei unsren Lesern eingeführt (*I* 8 144–175*, 28 Beispiele). Die Redaktion hat von sich aus den Handschriften Klopstocks, Kleists, Goethes und Rilkes Deutungen namhafter Graphologen hinzugefügt.

Ausführliche Texte über einzelne Urheber dichterischer, musikalischer oder wissenschaftlicher Werke wird man kaum in einer Zeitschrift für Bibliophile suchen. Sie sind bei uns denn auch nicht oft zu finden. Darunter sind aber so aussergewöhnliche Dokumente wie die Stellen aus «Beethovens Weltgeltung» von Richard Benz (zu einem farbig reproduzierten Autograph aus Beethovens Violinkonzert in D-Dur) oder die packende Erzählung von dem übermenschlichen Mut, den der von Unglück verfolgte Georgier Kita Tschenkéli viele Jahre lang aufbrachte, um mitten im Mansardendasein des Emigranten seine grundlegende «Einführung in die georgische Sprache» doch noch bis zur Drucklegung zu vollenden (*I* II 21–26*). –

Es ist hier nicht der Ort, die Rolle des Lesens bzw. des Nichtlesenkönnens im geistigen Haushalt des Einzelnen und ganzer Völker zu würdigen. Wie ernst wir sie nahmen, zeigt sich schon in einer heiter anmutenden Einzelheit. Wir setzten mit dem Thema nämlich dort an, wo jede Bibliophilie, auch die der Grössten, anfängt: auf der Erstklässlerbank beim Lesenlernen (*I* 95–99). Sodann haben wir vom 1. bis zum 14. Jahrgang in sehr lockerer Folge eine kleine Rubrik mit dem herausfordernden Titel «Können Sie lesen?» eingeschaltet. Unter «Interpretationen» sind die Beiträge im Themenregister zu finden. Uns kam damals der glückliche Umstand zustatten, dass schon seit den 1920er Jahren

immer mehr Meister des schöpferischen Lesens bis hinauf in die Hochschulen auftraten. In das Librarium brachten Interpretationen von Johannes Pfeiffer, Max Rychner, Reinhold Grimm und andern etwas von der Substanz dieser wichtigen Lesekultur im kleinen. Verschiedentlich erschienen auch Aussagen musischer Leser über die Werte des Lesens (Petrarca: *I* 3 199, Rusca: *I* II 51–53, Rousseau: *20* 49–50, Thoreau, Gide, Ernst Jünger aus Konrad Kahls Zitatensammlung: *I* 7 165–167).

Auf der Suche nach Mitarbeitern, die zuständig wären, um über Probleme der Lesekultur in ihrer ganzen Tragweite auszusagen, stiess ich auf Ludwig Muth. Allein schon als Herausgeber der «Herder-Bücherei» hatte er durch die Tat bewiesen, was «existentieller» Lesestoff heute bedeutet. Ausserdem hat er in umsichtig geplanten Umfragen gezeigt, zu welchen aufschlussreichen Ergebnissen eine differenziert gehandhabte statistische Auswertung von Fragebogen führt, wenn sie mit einer persönlichen Befragung qualitativ ausgewählter Kontaktpersonen verbunden ist. Aus seinen Untersuchungen über den alten Leser und das Leseinteresse der Frau haben wir ausgiebig geschöpft. Darüber hinaus haben wir die Aufmerksamkeit der Leser auf die Beziehung des Kranken, des Kindes, des Gelehrten, der Entwicklungsländer zum Buch gelenkt, und ein schweizerischer Bischof legte seine Sorge über die Abwendung vom Lebensbegleiter «Buch» dar (*I* 8 2–8).

VI

Das sind lauter gewissenhafte Untersuchungen aus unverzerrter Sicht, geschrieben für unbefangen urteilende Leser. Damit erweisen sie ihre innere Zugehörigkeit zu einer eher «stillen Mehrheit» von heute, wo man weiss, dass die grossen Probleme des Menschen in unserer Zeit – seine politische Einstellung, sein soziales und privates Verhalten, sein Ethos als denkender Zeitgenosse usw. – sich nur bewältigen lassen mit einem differenzierten, auf das Ganze eines Sachverhalts gerichteten Denken. Unsere Zeitschrift stand von Anfang an im Einklang mit solchen Betrachtungsweisen. Einen krassen Gegensatz dazu bildete auf einem wichtigen Feld des Buchwesens eine gross angelegte Untersuchung: «Die

Lesegewohnheiten in der Schweiz». Ihre ersten (und letzten) Tabellen erschienen 1974. Der Kommentar ist ein demagogischer Versuch, die ganze freie Fülle der Beziehungen zwischen Mensch und Buch hierzulande unter ein paar veralteten orthodoxen Klassenkampfklischees zu ersticken: «Das Buch, dem Anspruch nach egalitär, ist in Wirklichkeit nur bestimmten, nämlich den gebildeten Schichten zugänglich.» Wir haben gegen diesen Versuch, das, was bei uns in Volksschulen und Volksbibliotheken und in den Taschenbuchabteilungen der Buchhandlungen geschieht, unter den Tisch zu wischen, protestiert (18 51–52). Der Teufel sitzt offenbar in der Borniertheit aller Schattierungen. Für uns galt von Anfang an vielmehr die Zeitdiagnose eines Engländers: «Wir können es uns nicht mehr leisten, unseren Horizont einzusengen.» Und so stellten wir unsere Arbeit unter das Gebot eines weltoffenen modernen Humanismus und füllten unverdrossen unsere vier Themenkreise mit so viel menschlich relevantem Weltgehalt wie nur möglich.

Mit unserem Angebot sprachen wir latente Bereitschaften auch weit jenseits der Landesgrenzen an. Denn ohne die geringste propagandistische Nachhilfe unsererseits stieg der Anteil ausländischer Mitglieder unserer Gesellschaft auf ungefähr ein Drittel, und aus 12 ausländischen Bibliotheken im Jahr 1958 sind bis jetzt 110, darunter 34 nordamerikanische, geworden. Wir hatten auch die Freude, das Librarium in so wichtigen Nachschlagewerken wie «Ulrich's International Periodicals Directory» oder «The World of Learning» usw. zu entdecken. Vermutlich trug ein redaktioneller Grundsatz das Seine dazu bei. Wir sorgten nämlich durch ständigen Wechsel der Themen und der Mitarbeiter für geistige Frische der Zeitschrift. Auch da, wo wir ausnahmsweise permanente Beiträger einsetzten, galt dies der «Öffnung nach aussen»: in den Berichten über die für einen Bibliophilen interessanten Ereignisse in Deutschland (dazu diejenigen unseres Vorsitzenden Dr. Conrad Ulrich über die Jahresversammlungen der befreundeten bundesdeutschen Gesellschaft der Bibliophilen), in Frankreich, während sieben Jahren auch in Grossbritannien, ferner über die für den Redaktor besonders lehrreichen Zusammenkünfte der Association internationale de bibliophilie (Dr. Daniel Bodmer). Auch das, was ich aus kurzen Gastdozenturen in Toronto und in Maryland und aus privaten Nachforschungen in zahl-

reichen europäischen Bibliotheken heimbrachte, kam dem Librarium zugute. Unsern welschen Bücherfreunden, die ungefähr 7% der Mitgliederzahl ausmachen, kamen wir entgegen, indem wir im Jahresdurchschnitt 12–15% des Textraums mit Beiträgen in französischer Sprache belegten. –

Sollten mich jemals Alpträume mit Motiven aus meiner Tätigkeit als Redaktor heimsuchen, so werden mir darin bestimmt Lemurenfratzen die Rechnungen der Buchdruckerei Berichthaus und der Klischeeanstalten erscheinen. Sie stellten uns 66 mal in 22 Jahren vor die Aufgabe, die Quadratur des Zirkels zu lösen. Unter keinen Umständen durfte die Qualität der Zeitschrift sinken, unter allen Umständen durfte sie aber nicht allzu kostspielig sein. Diese verzwickten Kombinationen von «Nur nicht herab» und «Nur nicht hinauf» ohne unzumutbare Einbussen für das zweite Element zu meistern, war von den ersten Jahrgängen an nur durch einige Umstände möglich, die in meine Rechenschaft hineingehören. Heinrich Kümpel hat seine untadelige, höchst dankenswerte Arbeit an 4628 Seiten 22 Jahre lang geleistet, ohne eine Entlohnung zu verlangen oder (ausser einem Geschenk zu Weihnachten) zu empfangen. Und die Farbbeilagen! Sie sind ein unentbehrlicher Bestandteil unserer Zeitschrift. Mit verschwindenden Ausnahmen haben wir die bisher rund 100 Farbtafeln kostenlos erhalten dank grosszügigen Verlagen wie ADEVA, Heimeran, Prestel, Urs Graf, Herder, Skira, Lometsch und andern. Meine Bettelbriefe, die vielen unerwidert gebliebenen mitgezählt, füllen ein Dossier. Eine neue Farbtafel kostet ihre Fr. 2000.– bis Fr. 3000!... Dass die meisten Übersetzungen fremdsprachiger Manuskripte dieser Jahre meine Signatur tragen, ist nicht ein Zeichen unbändiger Schreiblust. Und meine Frau, der ich Hunderte von Briefen diktieren durfte, half um der guten Sache willen mit.

Die Kosten für Herstellung und Klischees bewegten sich zweifellos in den obersten Tarifrängen, die Gegenleistung, nämlich die sorgfältige Arbeit, war ebenso zweifellos beachtlich (manchmal glaubten wir – bis vor zwei Jahren das Berichthaus zu unserem Missbehagen an einen Konzern übergang – die diskret schützende Hand unseres Vorsitzenden zu spüren). Die Druckerei geriet wie auch wir gegen 1970 hin in die Zone der Rezession, der steigenden Preise und Löhne. Bis Ende 1971 betrugen die Teuerungszu-

schläge bereits 21%, bis Anfang 1974 kamen weitere 22% hinzu, seither kletterten sie um weitere 15%, zu schweigen von steigenden Taxen der Post, der Photographen, von Anpassungen der Honorare usw. Unsere wackernen Revisoren gaben mehrmals Sturmwarnsignale. Um das Vermögen der Gesellschaft zu schonen, sei Leistungsabbau der Zeitschrift oder Ausweichen in eine preisgünstigere Herstellung oder Erhöhung der Mitgliederbeiträge zu erwägen. Der Vorstand entschied sich für die dritte Lösung; die Mitgliederbeiträge wurden auf Fr. 75.–, 1975 auf Fr. 90.– erhöht. Man verzichtete zugunsten der Zeitschrift vorderhand darauf, alle drei oder vier Jahre eigens für die Mitglieder eine Buchgabe herzustellen. Die Redaktion schaffte die kostenlosen Separata ab, suchte nach mehr Inseraten usw., aber erst das Ergebnis einer im Januar 1976 unternommenen Sonderaktion war etwas wie ein Palliativmittel. Wir haben auch dafür gesorgt, dass das Gesamtregister dank der grosszügigen Hilfe einiger Stiftungen die Bilanz nicht stört, und kurz vor unserem Rücktritt Ende April wird der Verkauf eines Restbestandes von vollzähligen Librarium-Reihen anlaufen. –

Ohne Mitgliederbeiträge und ohne Mitgliedertreue kein Librarium. So haben wir in erster Linie unseren rund 700 Bezügern (darunter 145 Bibliotheken) in aller Welt zu danken. Sodann erinnern wir uns dankbar all jener, deren Texte und Bilder wir veröffentlichen durften. Nur wenige Beiträge – zum Beispiel der wichtige Artikel über die musiktheoretische Sammlung Prof. Erwin Jacobis in Zürich (13 134–161*) – gingen auf Anregungen von aussen zurück. Auch uns blieb nicht die saure Pflicht erspart, nein sagen zu müssen zu dem, was unter der Qualitätschwelle lag oder was übersah, dass nicht alles bibliophil Interessante auch für eine bibliophile Zeitschrift zum Wissenswerten gehört. Wir danken auch denjenigen, die als Setzer, Korrektoren, Drucker, Buchbinder und andere dem Librarium ihre Arbeitskraft und ihre Geduld widmeten. Der Vorstand in seiner früheren und seiner jetzigen Zusammensetzung hat uns Verständnis und Vertrauen entgegengebracht. In unseren Dank beziehen wir ganz besonders die mustergültig für uns und die Gesellschaft besorgt gewesenen Verwalter der Finanzen ein: das Ehepaar M. Bosshard-Sulser und Frau Ruth Rahn-Bodmer.

Freiheit ist Lebensluft für eine Redaktion.

Wir haben die unsrige nicht dazu missbraucht, unsere persönlichen Interessen in die Zeitschrift einzuschmuggeln. Man wird nirgends in diesen Jahren meine beiden Bildbände von 1960 und 1965 oder Heinrich Kümpels Ausstellungskataloge und PTT-Briefmarkenentwürfe auch nur mit einem Wort erwähnt finden. Wir waren auch sonst darauf bedacht, das Librarium fernzuhalten aus jenem berüchtigten Einflussbereich, in dem die Freundschafts-, Partei- und anderen Interessen blühen.

Damit nehmen Heinrich Kümpel und ich Abschied vom Librarium und seinen Freunden. Wir haben beide ein Alter erreicht, in dem man mit jedem Jahr tiefer erfährt, dass Zeit auch Lebenszeit ist. Bei mir will das bedeuten, dass ein letztes, anspruchsvolles, allzu oft zur Seite geschobenes Bildbandprojekt sein Recht fordert. Also...

Im Grunde haben wir – ich als Redaktor und Heinrich Kümpel als Graphiker – immerfort nur eines getan: als Mittler «Leben» und «Wirklichkeit», von andern geschaffen, weiterzugeben, damit es in andern inneres Leben stife. Im Rückblick scheinen wir ein Chaos von Namen und Titeln zu hinterlassen; in Tat und Wahrheit ist es eine gewollte und geplante Polyphonie der Erscheinungen rund um das wunderbare Phänomen «Buch», das eines der wichtigsten Träger menschlicher Kultur ist und immerdar sein wird.

«Das Wahrgenommene erschöpft bei weitem nicht das Wahrnehmbare», lese ich in Alexander von Humboldts «Kosmos» (1844). Ich möchte dieses Wort, leicht abgewandelt, auf die Zukunft des Librarium anwenden. Ich hatte das Glück, nach einer langen Suche, die zuerst der Vorstand gemeinsam, dann ich im Alleingang unternahm, einen sehr fähigen Nachfolger zu finden: Prof. Werner G. Zimmermann. Mit seiner Welterfahrung aus drei Kontinenten, mit dem weiten Blick des vielseitig interessierten Historikers und mit seiner Kunst, findig und fündig zu sein bei der Suche nach Themen und Mitarbeitern, ist er ein Garant dafür, dass die Ausstrahlung unserer Zeitschrift ins nationale und vor allem ins internationale Feld sich noch verstärken wird. Wir wünschen ihm und seiner Gattin, die das Sekretariat führen wird, herzlich eine frohe, gesegnete Tätigkeit.

Thalwil bei Zürich, Anfang April 1980

ALBERT BETTEX

